



Feierabend



Die anderen „Jungfrauen von Orleans“.

Zum 500. Todestag Jeanne de'Arcs.

Im 15. Jahrhundert gab es in dem von den Engländern heimgeführten und gebrandschapten Frankreich einen eigentümlichen Beruf. Unablässig traten in allen Ecken des ausgegangenen Landes Leute auf, die behaupteten, von Gott selbst mit der Befreiung Frankreichs vom Joch der Briten beauftragt zu sein. Außer der berühmten Jeanne d'Arc, die am 30. Mai anno domini 1431, also vor genau 500 Jahren, von den Engländern als Zauberin verbrannt wurde, kam keiner und keine von diesen Männern und Frauen zu allgemeiner Anerkennung. Die Prüfungen, denen Kirche und weltliche Obrigkeit sie zur Feststellung der Echtheit ihrer angeblichen göttlichen Mission unterwarfen, waren zu peinlich. Die Seher und Seherinnen wurden von den erzürnten Gerichten oft zum Tode oder zu unangenehmen körperlichen Strafen verurteilt. Dieses Schicksal erlitten allein im Jahre 1420 beispielsweise „Catherine“ in La Rochelle, zwei Bretoninnen, von denen eine in Paris verbrannt wurde, und ein geistesgestörter Hirtenjunge, den die Engländer zur Abwechslung ertränkten. Die Chancen der Heiligenkarriere standen also, wie man sieht, in keinem Verhältnis zu seiner Gefährlichkeit, und dennoch fanden sich immer wieder vornehmlich Frauen, die ihr Glück darin machen wollten.

Die erfolgreichste aller „falschen Johannes“ ist jene Dame gewesen, die 1436, fünf Jahre nach der Verbrennung der echten Jeanne, in Lothringen aufstand. Sie nannte sich die Jungfrau von Orleans und erklärte, nie gestorben zu sein. In diese Angabe der phantasievollen Dame können keinerlei Zweifel gesetzt werden, da sie eben noch niemals mit dem Scheiterhaufen Bekanntschaft geschlossen hatte. Es war in der Gegend von Metz, im Moseltal, und Johanna war hierhergekommen, um die beiden Brüder der echten Jeanne aufzusuchen. Diese Herren nahmen aus heute nicht mehr ganz erklärlichen Gründen, vermutlich aber, weil die Hochstaplerin ihnen ein löhendes Geschäft versprochen hatte, die Wiederanferstandene freundlich auf. Patriotismus kann man nicht als Entschuldigung für die beiden Brüder anführen, da die Franzosen damals diese Unponderabilität noch nicht kannten. Jedenfalls bestätigten sie, daß Johanna Johanna sei. Das Gerücht von dem lebenden Beichnam drang nach Metz, und schon erschienen die ersten Jünger auf der Bildfläche. Begleitet von der

Gläubigenchar, hielt die Tote festlichen Einzugweil man nicht. In Metz aber, im Haus des Herrn des Armoises, wuchsen die beiden Söhne heran, die sie ihrem Gatten geschenkt hatte. Viele hundert Jahre später, im großen Kriege, schien sich die Prophezeiung Jeanne d'Arcs, daß ihr eine Nachfolgerin erstehen würde, nochmals zu erfüllen. Diese moderne Jungfrau von Orleans, namens Claire Ferchaud, bot im Jahre 1919 dem Präsidenten Poincaré an, die Führung des Heeres zu übernehmen. Unbegreiflicherweise lehnte das Staatsoberhaupt diesen selbstlosen Vorschlag ab. Da im Trubel der Kriegsjahre kaum jemand in Deutschland von diesem wunderlichen Mädchen erfuhr, ist sie bei uns nicht bekannt geworden. Und doch lohnt es sehr, die Bekanntschaft der guten Claire zu machen. Ihr Leben ist der schönste Komödienstoff, den man sich denken kann.

Mademoiselle Ferchaud wurde im Jahre 1896 in Loublande bei Poitiers geboren. Sie erhielt eine recht summarische Schulbildung. Da Claire anscheinend nicht sonderlich hellen Geistes war, kann jener Mangel manches erklären. Das hübsche Mädchen, das wegen der kriegerischen Anabkümlichkeit der männlichen Dorffjugend arg unter Langweile zu leiden hatte, suchte eines Tages den Ortspfarrer davon in Kenntnis, daß sie Gesichte habe und eingehende Berichte aus der Engelwelt empfangen, die sie in einem Tagebuch, wohl einer Art Possealbum, aufgezeichnet habe. Der begeisterte Priester, der Gott für diese nützliche Entdeckung warm gedankt haben mag, sandte Claire ins „Kloster zum heiligen Herzen“ in Paray-le-Monial, wo sie herzlich bewillkommener wurde und Ermunterung fand. Das geschah im November 1916. Von diesem Zeitpunkt an begann das liebe Kind ganz nach dem Muster der begnadeten Jeanne d'Arc als Heilige, Prophetin und Generalfeldmarschallin aufzutreten. Ein Ausbruch eifriger Geistlicher nahm eine Untersuchung ihrer Angaben vor und gelangte zu dem Resultat, daß an ihrer göttlichen Inspiration nicht zu zweifeln sei. Die junge Dame wurde ermahnt, an die Generale an den Fronten Briefe zu schreiben, mit Anweisungen darüber, wie sie den Krieg zu führen hätten. Es ist nicht bekannt geworden, ob die französische Armee eine ihrer Niederlagen der Jeanne d'Arc Nummer 3 verdankt. Schließlich ließ man das Fräulein nach Paris reisen und Poincaré eine Audienz erteilen. Claire

Aber o weh: eines Tages bereitete Johanna alias Johanna ihren Getreuen großen seelischen Schmerz. In Arlon hatte sich ein eleganter deutscher Edelmann leidenschaftlich in dies seltsame Gewächs verliebt. In seinen auf so unheiligen zärtlichen Armen entfiel die Jungfräuliche nach Köln, wo sie sich exotomanizierten ließ. Bald jedoch wendete sich das nie erhoffte Glück — für den jungen Mann. „Johanna geht und niemals kehrt sie wieder.“ Ein Herr Robert des Armoises hatte dem armen deutschen Kavallerie ihr leinches Herz geraubt, und so begann in dieser Stadt ein neues trantes Familienleben. Dann finden wir Johanna plötzlich inmitten von Kriegsscharen in Boston wieder. Sie korrespondiert von neuem mit dem König und den Prinzen, zieht in Tours ein, in Orleans, in Paris. Hier ereilt sie ihr vermutlich johannisches Schicksal. Vor dem Pariser Gerichtshof wurde sie verhört, ihr ganzes untroumtes, „unechtes“ Leben enthüllt. Von jetzt an ist ihre Spur verloren, untergetaucht im Dunkel der Geschichte und des Arsters. Wer diese falsche Johanna, der man geistige Gaben nicht absprechen kann, gewesen, woher dieses Genie der Hochstaperei kam, was aus ihr geworden ist,

man nicht. In Metz aber, im Haus des Herrn des Armoises, wuchsen die beiden Söhne heran, die sie ihrem Gatten geschenkt hatte. Viele hundert Jahre später, im großen Kriege, schien sich die Prophezeiung Jeanne d'Arcs, daß ihr eine Nachfolgerin erstehen würde, nochmals zu erfüllen. Diese moderne Jungfrau von Orleans, namens Claire Ferchaud, bot im Jahre 1919 dem Präsidenten Poincaré an, die Führung des Heeres zu übernehmen. Unbegreiflicherweise lehnte das Staatsoberhaupt diesen selbstlosen Vorschlag ab. Da im Trubel der Kriegsjahre kaum jemand in Deutschland von diesem wunderlichen Mädchen erfuhr, ist sie bei uns nicht bekannt geworden. Und doch lohnt es sehr, die Bekanntschaft der guten Claire zu machen. Ihr Leben ist der schönste Komödienstoff, den man sich denken kann.

überbrachte dem Präsidenten die Mitteilung, daß Frankreich seines Sieges vollkommen sicher sei, aber unter der Voraussetzung, daß auf seine Fahnen das heilige Herz gestickt würde. Wenn auch Poincaré ablehnte, so folgten zur Freude der Industrie doch viele Mannschaften und Offiziere der alliierten Armeen dem Befehl Claires aus Ferchaud und legten sich Medaillen und Knöpfe mit dem Bilde des heiligen Herzens zu.

In der Heimat der Jungfrau war der Glaube an ihre göttliche Sendung aus geschäftlichen Rücksichten allgemein. Die braven Einwohner dieses abgelegenen Nestes bewerteten die mächtige Blüte des Fremdenverkehrs als ein herrliches Geschenk des Himmels. Rüdte doch Loublande zu einem besuchten Wallfahrtsort auf, nachdem der Bischof von Poitiers eine eigene Kapelle dort gebaut und einen besonderen Orden für die Jünger Claires gegründet hatte. Ob Claire Ferchaud heute noch lebt, ob die dahinströmenden Jahre ihren Heimatort seines Glanzes wieder beraubt haben, oder ob noch immer gläubige Pilgerscharen auf den staubigen Straßen von Bienne nach Loublande wallfahren, um das Wunder mit eigenen Augen zu sehen, ist dem Verfasser nicht bekannt. Jedoch hält er es für leicht möglich. Friedrichs.

Tiergeld.

Eines der merkwürdigsten Kapitel der kapitalistischen Wirtschaftsordnung heißt Tiergeld. Die Einheit im Vermögen eines Tiergeldmagnaten — solche Leute gibt es tatsächlich — ist ein Biber. Für fünf Biberfelle tauscht man einen Silberfuchs ein. Für zwei Marder erhält man einen Biber. Mit diesem sonderbaren Gelde wird auch heute noch wirklich gehandelt. Wo? Im nördlichsten Amerika, in Kanada und Britisch Kolumbien vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, auf einem Gebiete, das gerade so groß wie ganz Europa ist, Rußland inbegriffen. Dieses hübsche Stückchen Land hat genau vor 200 Jahren ein „Königlicher“ Freibrief Englands einer kleinen Schar Geldmänner überreicht mit den Hoheitsrechten und vor allem mit dem Recht, in den die „Hudsonbai“ umgebenden Ländern Handel zu treiben.

Schon diese Hudsonbai selbst hat eine dunkle Geschichte. Denn, neunundsünfzig Jahre vor dieser Uebereignung richtig entdeckt, hat sie ihren Entdecker, einen englischen Kapitän Henry Hudson, nach dem sie bis heute den Namen trägt, das Leben gekostet. Diese Meeresbucht ist gerade eine Million Quadrat-Kilometer, also doppelt so groß wie Deutschland. Sie ist ein ungeheures Meer, und inmitten der Wasserwüste wurde Hudson mit seinem Sohne und sieben Matrosen in einer Schaluppe von seiner munternden Mannschaft ausgelegt. Er ist für immer verschollen, verhungert, erfroren, ertrunken, wer weiß wie angekommen.

Aber die Länder um dieses Meer, die er entdeckt hatte, lenkten und lenken bis heute einen Geldstrom nach England. Ungeheure Lärchen- und Föhrenwälder bedecken dieses nördlichste Amerika, und in ihnen befindet sich ein Paradies von Pelztieren. Füchse aller Art, vom kostbaren Silberfuchs bis zum Blausuchs, Weißfuchs und Rotfuchs, Nerze, Marder, Bären, Skunk, Bismarcken, Ottern, Hermeline, Missete, Seehunde beleben diese ungeheuren Eindrücken und die Seelischen in einst geradezu unermesslichen Mengen, die allerdings jetzt allmählich schwinden. Immerhin geben die letzten erreichbaren Verzeichnisse noch hübsche Ziffern an. In einem Jahre kamen

in den Händen der „amtlich“ so benannten „Oberhändler“ 2.850.000 Bismarckenfelle zusammen, 520.000 Seehunde, 130.000 Biber, ebenso viele Zobel, 200.000 Nerze, allerdings auch dort in Pelzparadies nur 1500 Silberfuchse (von denen man mehr züchtet denn jagt).

Die Leiter dieser merkwürdigen Jagdantstalt sind lauter Schotten, die Jäger und Reisenden aber fast alle französische Mischlinge und reine Indianer, die in schrecklichen Einsamkeiten und Wintergefahren einem der ärmsten aller Abenteuerberufe nachgehen und ihre Beute regelmäßig auf den 152 Posten abliefern, die wieder über 33 Distrikte und 4 Hauptstellen Schiffsabgaben von Pelzen in die zivilisierte Welt schaffen. Viel behalten natürlich Newyork und London, aber ein ganz erheblicher Teil dieser Pelzberge sammelt sich auch auf der weltberühmten Rauchwarenmesse von Leipzig.

Bis so ein Fuchstragen als Erfüllung heißer Wünsche zum ersten Male wärmt, ist er durch zahllose Hände gegangen, hat viele Länder und Meere durchquert, die halbe Erde umkreist, und immer wieder hat eine Prostituierte an einem Zwischenhändler abgeworfen. Im armseligen Tauschhandel hat der ärmste Teufel von Indianer oder Waldläufer, der oft sein Leben, immer aber seine Gesundheit daran wagt, am wenigsten davon gehabt; fast alles von seinem Werte blieb an der Kette der Kapitalistenhände hängen, das meiste in den Massen der hochmögenden Hudsonbai-Kompagnie zu London, deren 2500 Aktionäre ein Stück Unmatur entbökern ließen und vom grünen Tisch aus Tausende von Menschen überm Meere immer wieder hinauskenden in Selbstanopferung und Todesgefahren.

Dr. A. France.

In den Kafematten des Spielbergs.

Von Egon Erwin Kisch.

Seinen früheren Büchern, die ihm längst den Ruf eines meisterhaften Reporters eingetragen haben, hat Egon Erwin Kisch ein neues hinzugefügt („Prager Bitaval“, Verlag Erich Reiß, Berlin), das eine reiche Fülle von frisch und flott geschriebenen Berichten über bekannte und verschollene Kriminalfälle enthält. Der Autor erzählt vom Scharfrichter Wohlschlager, vom Fall des Generalstabschefs Redl, vom Friedhof der Sträflinge in Pankratz, aber er durchkreuzt auch weit und breit die Welt und berichtet aus der Kriminalgeschichte vergangener Zeiten interessante Begebenheiten. Dem lesenswerten Buche entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlags das folgende Kapitel: Die Kafematten des Spielbergs haben mit

all ihrer Schrecken die Inquisition lange überdauert und den Bastillensturm. Schändernd schauten Napoleon und, wie in „Krieg und Frieden“ erzählt wird, seine russischen Gegner vor der Schlacht bei Austerlitz auf das unerbittliche Gemäuer. Börne hatte recht, als er den Spielberg die „Graalsburg reaktionärer Willkür“ nannte.

Tausendjährig ist diese Feste, hundertmal umgebaut und verändert, seit hier die Fürsten des Großmährischen Reiches saßen. Jetzt umgibt ein öffentlicher Park die Zitadelle, und in Wänden sind das Ersatzbataillon eines Infanterieregimentes, eine Feldartilleriebatterie, eine Scheinwerferkolonne, eine Briestaubenabteilung und — ein Garnisonsarrest. Zur Zeit der mährischen Wojwoden und Markgrafen mag neben der Zugbrücke die Blechtasel noch nicht verkündet haben: „Die Prophylaxe-Station befindet sich hier auf der Wachtstube.“

Ueber den Wallgraben führt eine Steinbrücke, deren Brüstung fossile Kanonentugeln schmücken, Felsen und Backsteine sind die Festungswände, aus deren Ritzen wuchern Sträucher hervor und Gras und Moos. Vom Kafemattenhof steigt man hinab. Unten auf der Bank sitzt eine Bäuerin und streichelt ihren Sohn, den Rekruten; der laut mit vollem Munde einen böhmischen Kolatschen und nestelt an dem Ranzen, den Mutter mitgebracht.

Die Sonne strahlt, die Tür zu den Kafematten ist offen, und unvorengekommen tritt man ein, unpräparierten Gefühls sozusagen, aber schon wird man von Grauen geschüttelt. Von den Mauern eines stockdunklen Kellers weht feuchter Moder hernieder, Karischen von den Wölbungen unaufhörlich Wassertropfen in

Plüßen, zu denen sich ihre Vorgänger bereits vereinigt haben.

Ein schmaler, nasser, finsterner Gang. Vier waren sie nicht untergebracht, die Feinde des Staates, hier hätten sie gehen können, sich bewegen und miteinander sprechen, und das mußte die autoritäre Energie verhindern mit jenem Mut gegen Wehrlose, der die einzig verächtliche Art von Feigheit ist!

Rechts und links des üblen Korridors hatte man aus Balken und Blöden vierunddreißig Käfige gezimmert, für je einen Häftling; dort, in einem Raum von zwei Kubikmetern, wurde er angeschmiedet, man stopfte ihm die durchlöcherter Eisenbirne in den Mund, aus deren Öffnung Pfeffer auf die Zunge des Durstigen sickerte, presste seine Finger in Daumenschrauben, spannte ihn auf die Geige oder zwängte ihn mit glühenden Zangen, und von der Decke fiel, wie heute, Wassertropfen auf Wassertropfen, immer auf die gleiche Stelle des festgeschmiedeten, der oft nicht einmal vergebliche Schreie des Schmerzes ausstoßen konnte, da er geknebelt war.

Wer waren die grausamen Verbrecher, die man in so grausamer Halt halten mußte? Sylvio Pellico aus Salluzo, der mädchenhaft zarte und fromme Dichter der „Francesca di Rimini“, büßte hier acht Jahre lang seinen Freiheitsstramm. Hier entzündete sich unter der Eisenfessel das Knie seines elegischen Freundes Pietro Marjocelli; man mußte das Bein amputieren, ohne daß Nerven, Binden oder Eis die Operation gelindert hätten. Ein zweiter Freund und Carbonaro, der junge Graf Fortunato (sic!) Orboni, starb hier gräßlich an Blutsturz; vor den Fenstern Pellicos, dessen Zelle der seinen so nahe gewesen, bestattete man ihn. Der französische Anhänger der Carbonari, Alexandre Andryane, erlebte hier die tragischste Tragödie des Schriftstellers: Tag und Nacht, Jahr um Jahr hatte er sein Werk über das Wesen der Menschheit geschrieben, zum Teil mit abgegaptem Blut, doch als die Zelle durchsucht wurde, fand man das Manuskript und verbrannte es, sein Leben, seine Lehre, seinen Ruhm und seine Hoffnung. Ein anderer Franzose kam durch Verrat hierher, ohne einer Tat beschuldigt zu sein, die unter die österreichische Gerichtsbarkeit fiel.

Man tritt von Zelle zu Zelle, das Licht der mitgebrachten Karbidlampe huscht schon über abgebröckelte, feuchte Wände, die erbar-mungslos schwiegen, wenn jahrhundertlang

das Wehklagen der Verzweiflung sie beschwor, die herzlos ausstießen, wenn kühnern geworden Finger sie im Wahnsinn von der Stelle zu schieben versuchten. „Freiheit willst du?“ ruft der Tyrann dem Rebellen entgegen, „du sollst erfahren, daß du sie hattest“. Und so sahen hier in Zeiten des Dreißigjährigen Krieges jene Defensoren und Direktoren, denen habsburgische „Gnade“ erspart hatte, geviertheilt, geköpft oder gehängt zu werden, so sahen hier die frommen Mährischen Brüder und die jüdischen Opfer des Jesulientums, so sah hier, von seinem Rivalen Prinz Eugen eingeleitet, der kaiserliche Feldzeugmeister Bonnevall, der nach endlicher Freilassung zum sagenhaften türkischen Feldherrn Ahmed Pascha wurde; hier schmachtete in Ketten der Kreishauptmann Karl Ritter von David, der im Erbfolgekrieg gegen Maria Theresia und für Karl VII. (den Bayern) Partei ergriffen hatte, hier endete durch Gift der tolle Pandurenobrist Franz Freiherr von Trend, seines Veters würdiger Vetter, so starb hier, Dank vom Haus Oesterreich, der Feldmarschall Georg Olivier Filanghieri, der berebete Vater Don Marco Fortini, der Markgraf Guido Pallavicini und der Conte Frederico Confalonieri, — Hochverrat Hochverrat. Und Feinde aus dem Ausland: der königlich-sächsische Hofkanzlist Menzel, der an Friedrich den Großen das Bündnis zwischen Oesterreich und Sachsen verraten und dadurch den letzten Anlaß zum Beginn des Siebenjährigen Krieges gegeben, der sächsische Marschall Schönning, der in vollem Einvernehmen mit seinem Kurfürsten ein Bündnis Sachsens mit Hannover und Frankreich angestrebt hatte und deshalb von der Wiener Polizei während eines Badeaufenthaltes in Topitz festgenommen (ähnlich wie in Karlsbad zu Beginn des Weltkrieges der serbische Generalstabschef Putnik) und ungeachtet seiner Sicht in die Feuchten Höhlen des Brünner Felsens geworfen wurde.

Innere und auswärtige Politik, die Staatsminister für Justiz und die für Kultus und Unterricht, die Kommissionen und Kammern und Procuratoren aller Verwaltungszweige, die Herrscher mit dem Beinamen „der Gütige“ oder „der Glorreiche“, der „Aufgeklärte Absolutismus“ und die konstitutionelle Demokratie — ihrer aller ultima ratio hieß: Spielberg. Keine Revolution fand sich, oh, du mein Oesterreich, die diese Bastille gestürmt, ihre Wälle dem Boden gleichgemacht hätte.

Die Wüste singt.

Die singenden Sandhügel der arabischen Wüste, deren bisher unbekannte Teile die Expedition von Bertram Thomas kürzlich erkundet hat, stellen ein Naturphänomen dar, das durch mehr als ein Jahrtausend zu phantastischen Reiseerzählungen und zur Legendenbildung Anlaß gegeben hat, doch kaum je an das Ohr vieler Weser gedrungen ist. Die Musik der Sandhügel schwankt zwischen dem dünnen, hohen Schwirren einer Harfe bis zum dumpfen Dröhnen ferner Trommeln. Ein arabischer Reisender beschreibt sie „als den sanft ersterbenden Nachhall des Läutens einer riesigen Glode“, während ein anderer Reisender aus den Sanddünen „einen so hellen, durchdringenden Ton“ vernommen haben will, „wie wenn man mit dem befeuchteten Finger über den Rand eines Wasserglases fahren würde“.

Die Musik des Sandes ist jedoch nicht auf die arabische Sandwüste beschränkt. Im südlichsten Kalifornien, das ja ehemals in seiner ganzen Ausdehnung Wüstenland gewesen ist, lebt die Sage von einem vom Treibsand be-

grabenen Kloster. In Südafrika gibt es Gebiete, wo die Sanddünen dem menschlichen Tachen ähnliche Geräusche hervorbringen, und „weinende Sanddünen“ wurden in der westlichen Sahara, zwischen Timbuktu und Marokko, vorgefunden. Kauai, eine Gruppe der Hawaii-Inseln, ist durch ihre „bellenden Sanddünen“ berühmt.

Wie kommt nun die Musik des Sandes zustande? Darüber gibt es mehrere Theorien. Die einen behaupten, daß die Aneinanderreihung von Millionen und aber Millionen Sandkörnern ungefähr gleicher Größe die Ursache der „Stimme der Wüste“ sei. Ein anderer Erklärungsgrund besagt, daß die Sandkörner von mannigfachen Salzen überzogen sind, die nach Verdunstung des Wassers unzählige Membrane bilden, welche durch die Reibung des Sandes in Schwingungen versetzt werden. Aber auch die unmittelbare Wirkung des Windes, Schwingungen als Folge der unbeschreiblichen Hitze und Trockenheit, der Widerhall unterirdischer Höhlen und elektrische Phänomene sind von den Naturwissenschaftlern zur Erklärung des Gesanges der Wüste herangezogen worden.

Ein für Flieger gefährlicher „Magnetberg“.

In der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau“ macht Professor Dr. Hennig nach Mitteilungen des Fliegers Kingsford-Smith auf die für Flieger sehr gefährliche Nähe von Neufundland aufmerksam. Dort versagte der Kompaß, daß der Flieger vollständig die Richtung verlor und mit seinem Flugzeug „Southern Cross“ statt nach Südwest in Richtung New York nach Nordnordwest weiter flog und dadurch beinahe verunglückt wäre. Auch den berühmten Amerikafliegern Hermann Köhl und Freiherr v. Hünerfeld verfiel vor drei Jahren nachts in derselben Gegend der Kompaß in genau derselben Weise; sie hatten jedoch klaren Vetter und konnten sich nach den Sternen orientieren. Gewöhnlich herrscht aber über Neufundland starker Nebel, und Kingsford-Smith ist daher der Ueberzeugung, daß die vielen verschollenen Flieger der Jahre 1927 und 1928 in jener Gegend durch Verjagen des Kompasses die Orientierung verloren, ins Ungewisse feuerten und nach Erschöpfung ihres Brennstoffes ins Meer stürzten.

Ein solches regelmäßiges Verjagen des Kompasses in der Nähe von Neufundland hält Professor Hennig für sehr wahrscheinlich, weil Neufundland überaus reich an Eisenerzen ist, so daß es gewissermaßen eine „magnetische Antiefe“ von großem Ausmaße bildet. Derartige Störungsstellen gibt es auf der Erde noch mehrere, z. B. am Eisenstein im Harz; allerdings haben die bis jetzt bekannten nur einen sehr geringen Umfang, so daß sie für Flieger nicht gefährlich werden können, wie es anscheinend die magnetische Antiefe von Neufundland ist.

In diesem Zusammenhang erinnert Hennig an die mittelalterliche Sage von dem für die Schifffahrt gefährlichen Magnetberg, der hier in gewissem Sinne für den Flieger in gefährlicher Weise angelegt sei. Flieger müßten dieses Gebiet also umgehen oder vielmehr umfliegen, und wenn einem Flieger das nicht möglich wäre, müßte er sich in anderer Weise als durch den Kompaß orientieren, etwa durch eine mitgeführte Funktanlage. St.

Rückfall.

Von Gino Sforza.

Ein Mann, der in seiner Jugend gestohlen hatte, kam nach zwanzig Jahren zurück in seine Heimat. Er dachte, die Zeit hätte die Erinnerung an seine Vergangenheit ausgelöscht. Einige Erlebnisse besaß er, die er im langjähriger harter Arbeit gesammelt hatte; die benötigte er, um ein bescheidenes Lädchen aufzumachen. Das Geschäft blühte und der Mann nahm wieder den Verkehr mit den früheren Gefährten auf und ging an Feiertagen mit ihnen ins Wirtshaus zum Kartenspiel. Er tat sogar noch mehr: er zeigte sich in der Kirche und gab den Armen Almosen. Man fand, er sei ein guter und gefälliger Kamerad.

Wie die Dinge lagen, dachte er daran, sich, wie man es nennt, eine Familie zu gründen. Ni war er noch nicht, Geld hatte er auch, und an schönen Mädchen fehlte es nicht in der Gegend. Auf eine warf er ein Auge, und sie sagte nicht nein. Und da er nun gern nach der Ordnung verfuhr, sprach er mit dem Vater, mit dem er sich gut stand.

Der Vater war grundsätzlich nicht dagegen, schon wegen der nicht zu verachtenden Vermögenslage des Freiers; nur — es war da ein Aber. . . Der Mann begriff und gab den Gedanken ans Heiraten auf. Der andere aber wollte ihn irgendwie trösten und fügte hinzu: „Du lieber Himmel, warum hast du dich damals nur kriegen lassen? Denn, weißt du, daß Schlimme war, daß sie dich erwisch hat.“

Ein anderes Mal kam in seinen Läden ein Bauer aus der Umgegend. Es war ein kleiner, untergehrter Mensch mit ganz verrunzeltem Gesicht, aus dem die winzigen Augen wie Dolchspitzen stachen. Zuerst sprachen sie von der Ernte, die sehr gut zu werden versprach, dann vom Markt und den wieder sinkenden Viehpreisen und daß der Augenblick weder für Kauf noch Verkauf günstig sei. — schließlich vom Wetter, das schön war. „Und es war wirklich schändlich“, fuhr der Bauer fort, „daß so ein Sauner die Mondnächte benötigt hat, um anderer Leute Hühnerställe zu besuchen und zu plündern.“ Und sein ganzes Gesicht, das seltsam an eine Fuchschnauze erinnerte, reckte sich nach vorn, und die kleinen Augen starrten den andern mit bösem Blick an.

Ein drittesmal begegnete es dem Manne, daß er eine Brieftasche fand, in der viel Geld steckte. Sofort trug er sie dem Eigentümer hin, einem fettglänzenden Händler vom Lande. Dieser nahm sich gar nicht erst die Zeit, ihm zu danken, sondern zählte erst sein Geld und sagte dann — sei es aus Irrtum, sei es, um dem Wiederbringer keinen Finderlohn geben zu müssen — „Es fehlt ein Hundert.“ Der Mann beteuerte seine Unschuld. Vergebens. Der Händler begleitete ihn wieder zur Türe, schlug ihm auf die Schulter und wiederholte ganz gutmütig: „Ach ja doch, Teufel noch mal — wir kennen uns doch, wir verstehen uns ja! übrigens — hätten Sie sich das Geld nicht genommen, dann hätte ich es Ihnen ja doch geschenkt.“

Am gleichen Abend — auch weil seit kurzem die Geschäfte nicht mehr zum besten standen — ging der Mann wieder stehlen. Doch — unglücklich wie er nun einmal war — sofort fiel er der Justiz in die Hände.

Biene und Honig.

Als der in zwischen zu Ruf und Ansehen gelangte Münchener Maler T. noch jung und unbekannt in einem Hinterhaus der Theresienstraße wohnte, hatte er unter Annäherungsversuchen einer Nachbarin, eines nicht mehr

allen jungen Fräulein, viel zu leiden; auf der Treppe, auf der Straße, in der Trambahn, selbst beim Zigarrenhändler wachte sie ihn lächelnd zu begegnen und ihn, der ein sanfter und höflicher Mensch ist, in unendliche Schwärzereien zu verstricken. Sein Wunder auch, daß sie, als T. am Faschingsamstag zur Löwenbräu-Redoute gegangen war, dort gleichfalls auftauchte — ihre freundliche Körperfülle in einem Kostüm aus Goldlamé, das ihr die Maskenverleiherin als „Dienentönigin“ angepriesen hatte, nur unvollkommen unterbringend.

Unglückslicherweise war T. gerade dabei, sich an ein zartes blondes Englein, tagüber Konfitürenverkäuferin am Stachus, heranzupürchen. Und als ihr die Nachbarin nun dessenungeachtet zu umgarnen begann, neckisch summend: „Ich bin die Biene, haße mich“ — da reißt endlich auch diesem Kaufmütigen die Geduld: „Ich bin der König, lede mich“, knirscht er ihr entgegen. W.

Wissen Sie schon? . . .

Der längste Tag der Erde dauert dreieinhalb Monate. Diesen Tag genießen nur die Isländer. In London dauert der längste Tag sechzehn Stunden.

Ein Kanarienvogel wiegt etwa 15 Gramm. Das, was er täglich frißt, wiegt aber noch etwas mehr, als sein eigenes Gewicht beträgt. Er muß als sehr gefräßig bezeichnet werden.

Nach Professor Dumbard stammen die niedersten pflanzlichen Kleinlebewesen, die Bakterien, Hefen und Pilze, nicht aus gleichartigen Gebilden, sondern aus höher organisierten Pflanzen, nämlich aus Blattaraballigen Algen.

Die Dicke der Erdrinde wird, nach den neuesten Untersuchungen, auf nur 50 bis 60 Kilometer geschätzt. Da der Durchmesser der Erdoberfläche am Äquator 12.756 Kilometer beträgt, so ist die Erde also eine gewaltige Hohlkugel, deren Inneres sich in einem fruchtig-flüssigen Zustand befindet.

Ein ausgewachsener Walfisch schwimmt langsam, höchstens 18 Kilometer pro Stunde.

Zum Bremsen eines Schnellzuges wird die doppelte Kraft als zum Anziehen desselben benötigt.

Aus einem Kilogramm Eisen, dessen Wert zirka 25 Pfennig beträgt, lassen sich 5.000.000 kleine Schrauben für Taschenuhren anfertigen, deren Wert zirka 5000 Mark ausmacht.

In jedem Kubikmeter Seewasser befindet sich eine durchschnittliche Menge von 0,06 Gramm Gold gelöst.

Weiteres.

Der „Kavalier“. Ein Offizier wird vergebend von einer Dame im Theater gebeten, etwas Weise zu rüden, damit sie besser leben könne. Auf abermalige Bitte fährt er herum: „Sehen Sie nicht, daß ich Offizier bin?“ — „Ach ja“ sagt die Dame, „Gemeiner können Sie nicht sein.“

Manöver. Die sechzehnjährige Marjorie Johnson geht auf ihren ersten Ball. Ihr Tänzer stoppt mit ihr schließlich in einem dunkleren Raum des Nebensaal. Er fragt: „Darf ich Sie lassen?“ (Keine Antwort.) Er wiederholt viermal die Frage. (Viermal keine

Antwort.) Da wird er ungeduldig und sagt: „Sind Sie taub?“ Marjorie (leise): „Sind Sie gelähmt?“

Ein guter Kerl. „Wissen Sie, ich kann nie richtig froh werden. Wenn mich einer beleidigt, geb' ich ihm immer bloß eine Ohrfeige und die Sache ist erledigt.“

Jetzt ist's anders. „Vor fünfzehn Jahren hast du mich doch deine Königin genannt.“ — „Schon möglich, inzwischen bin ich aber Republikaner geworden.“

Ein Opfer seines Glaubens. Der Gefängnisgeistliche fragt: „Warum sind Sie hier?“ — Der Sträfling seufzte: „Um meines Glaubens willen.“ — „Ja, ja“, der gute Geistliche war sehr traurig, „der Glaube wird in dieser gottlosen Zeit überall verfolgt. Wie war die Sache denn?“ — „Ich habe geglaubt, der Volkgift ist schon um die Ecke.“

Wint mit dem Zaunpfahl. In der Elektrischen. Alle Plätze besetzt. Eine dicke Marktfrau steigt mit ihrer Gade ein; sie wird nicht müde, ihre bösesten Blicke einem Jüngling zuzuschleudern, der da sitzt und ihr nicht Platz macht. „Junger Herr, wann Ihnen der Hintern weh tut, jagen S' mir's — nachher seh ich mich für Ihnen.“

Die ärztliche Vorschrift. Sagt der Doktor zum Herrn Huber: „Nun, haben Sie meine Vorschrift befolgt: Täglich drei von den Tabletten und jedesmal einen Schluck Wein hinterher?“ — Sagt der Herr Huber: „Ja, wohl, Herr Doktor! Mit den Tabletten bin ich zwar eine Woche im Rückstand, aber mit dem Wein bin ich dafür drei Wochen voraus.“

Die Tippelbrüder. Zwei Speijäger kommen beim Klumpenputzen auch zu einem Pastorenhaus. „Geh du hinein, du kannst so wunderbare fromme Gesichter schneiden! Ich warte solange“, sagt der eine. Der andere geht hinein und kommt nach einiger Zeit zurück. „Na, was, hat's gelohnt?“ — „Er hat mir seinen Segen und eine Mark gegeben.“ — „Teilen!“ — „Sofort. Ich gebe dir den ganzen Segen und behalt für mich die kumpige Mark.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarz, Zweitniz Nr. 65 bei Leipzig-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 40.

Von Jos. Schöpka, Eidlitz.

Schwarz: Kc7: Bb7.



Weiß: Kd5; Ta5; Sd7; Lg5.

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 37: Sc3-b5!

Nichtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Michel Rudolf und Edmund Ferdinand, Arvitzau; Kreiner Wilhelm, Leipzig; Albert Rudolf, Proßwitz; Adolf Wenzel, Arnsdorf b. Saiba; Schubert Josef, Bolau; Dinne-

Die Tatsache des Stenbs wird uns niemand aus der Gesellschaft streichen wollen, die Tatsache der Abhängigkeit des kleineren von dem größeren Kapitalisten, der Anrechtspflicht des Arbeiters unter den Kapitalisten. Diese Tatsachen sprechen wir nur aus, aber wir haben sie nicht verursacht, wir schaffen nicht die Klassengegenstände, wir sehen sie, wir erkennen ihre ungeheure Bedeutung, ihr revolutionärendes, reformierendes und fortentwickelndes Element in der Weltgeschichte. Aus dieser haben wir gelernt, daß nur durch die Reibung und den Kampf der Klassen in der Gesellschaft der Fortschritt und die Zivilisation Leben erhalten hat. Wir haben gelernt, daß wir diesen Klassenkampf zum Besten des Fortschritts und der Zivilisation unterstützen müssen, daß wir gewappnet auf die eine oder die andere Seite treten müssen, um für diese oder jene Partei zu kämpfen. Wir brauchen aber nicht erst zu wählen, wir gehören zu einer Partei, zur Partei der Arbeiter.

Stefan Born.

bier Emil, Teichen; Doyer Otto, Saaz; Wiesner Wenzel, Labowitz; Häbig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Subald Josef, Neu-Litzkau; Trillisch Gustav, Quaf Wolf, Glanber Robert und Polibar Willi, Wittenberg; Grimmer Emil, Katarinaberg; Tille Josef, Loosdorf; Ulrich Richard, Görlau; Sobert Anton, Reizenhain; Gottfried Hans und Ulrich Hans, Holschütz b. Staab; Ghonika Rudolf, Ruffig; Köglitz Franz, Bobolitz; siehe Lösung, Nachtzug zu Nr. 36: Ulrich Richard, Görlau.

Partie Nr. 3.

gespielt am Sonntag, den 26. April, in der 1. Vorrunde um die Kreismeisterschaft Komotan gegen Truppschitz in Truppschitz.

4. Brett, Evansgambit.

Weiß: Koukal Eduard, Truppschitz.

Schwarz: Eberhardt Erich, Komotan.

1. e2-e4 e7-e5 2. Lf1-c4 Lf8-e5
3. Sg1-f3 Sb8-c6 4. b2-b4!

Weiß will den ausgetretenen Varianten der italienischen Partie aus dem Wege gehen und spielt — reichlich kühn — Evansgambit. Dieses Gambit, von dem englischen Kapitän Evans in die Turnierpraxis eingeführt, wird heute fast nicht mehr gespielt, obwohl es einen schönen Angriff ergibt. Weiß erreicht einen Angriff, der wohl den geopferten Bauer aufwiegt.

4. . . . Le5xb4 6. d2-d4 e5xd4
5. e2-e3 Lb4-c5 7. 0-0

Weiß hat bis hierher die Partie sehr hübsch behandelt, fällt aber etwas aus der Rolle. Vorzuziehen ist wohl exd.

7. . . . Sg8-e7

Aber auch Schwarz könnte besser mit dxc fortsetzen, setzt sich aber der Gefahr heftiger Angriffe aus. Z. B. dxc, Dd5, De7, Lg5, Sf6!

8. e3xd4 Le5-b6 11. Dd1-e2f Le8-e6
9. Le1-b2 d7-d5 12. Le4xd5 Dd8xd5
10. e4xd5 Se7xd5 12. Sb1-c3!

An dieser Stelle mußte erst Td1 geschehen, womit Weiß eine sehr schöne Stellung erreicht hätte. Sc3 sieht wohl sehr schön aus, ist aber wertlos. Das kostet einen unerlölichen Bauer, was schon zuviel ist.

13. . . . Se6xd4! 14. Sc3xd3??

Ganz schlecht. Verliert eine Figur. Weiß hat ohnedies schon zwei Bauern weniger, also allen Grund, die Damen nicht zu tauschen. Mit Sxd4 wäre die Partie noch in den Grenzen des Möglichen.

14. . . . Sd4xe2f 16. Tf1-e1 Ld5-c4
15. Kgl-h1 Le6xd5 17. Lb2-d4

Weiß wehrt sich nach besten Kräften, um die Figur wieder zurückzugewinnen, kann aber nichts mehr erreichen.

17. . . . 0-0 19. a2-a3 Tf8-e8
18. Ld4xb6 a7xb6 20. Sf3-d2 Le4-a6

und Weiß gab nach einigen Zügen die Partie auf. J. Sch-a.